



wEG

WEG

Eintritt nur mit Anmeldung*

KABARETT & TALK
zugunsten eines Freizeit-
für Kinder von Inha

Liebe Z³-Leserinnen und Leser,

irgendwie scheint unser letztes Magazin schon wieder sehr weit weg. Aber natürlich waren wir wieder für Sie unterwegs und sind dabei auf großartige Menschen und Geschichten gestoßen.

Sie werden erfahren, was passieren kann, wenn man im Urlaub vom Weg abkommt. Sie werden einen wunderbaren Vater kennenlernen, der sich für seine verstorbene Tochter mit dem Fahrrad auf den Weg gemacht hat, um ihr ihre Wunschziele durch seine Augen zu zeigen.

Sie werden lesen, wie beschwerlich der Weg für Menschen mit einer Demenzerkrankung ist und was das für die Angehörigen bedeutet.

Wir nehmen Sie mit in die Gedanken über Weg, Wahrheit und Leben. Sie finden ein Interview über ein aktuelles Phänomen in unserer Gesellschaft, wenn uns die Leute weglaufen und wie man mit einem Scheitern umgehen kann.

Wir nehmen Sie mit in die JVA Euskirchen, wo Sie Menschen kennenlernen werden, die damit umgehen müssen, wenn jemand vom Weg abkommt. Dazu passend freuen wir uns auf ein Wiedersehen mit Ihnen bei einer ganz besonderen Z³-Veranstaltung in der JVA Euskirchen, bei der Sie den Kabarettisten Jürgen Becker und Menschen aus der JVA erleben können. Mit dem Spendenerlös von diesem Abend möchten wir ein Freizeitangebot für die Kinder von Inhaftierten unterstützen, die schon mit riesigen Herausforderungen in ihrem Leben klarkommen müssen und meist keine Möglichkeit für ein schönes Ferienerlebnis erhalten.

Viel Freude beim Lesen und ein wunderschönes Frühjahr.

Ihre Marianne Komp und das ganze Z³-Team



Marianne Komp, Chefredakteurin

„Haben Sie Lust, unser buntes Z³-Team zu unterstützen? Wenn Sie gerne schreiben oder kreative Ideen für Veranstaltungen haben, melden Sie sich bei uns. Wir freuen uns über weitere Mitstreiterinnen und Mitstreiter.“



„Die Ursache liegt in der Zuk
Veranstaltungs

INHALT

ster - 11. Juli '25 | 19 Uhr
mit Jürgen Becker



unft" | Jürgen Becker, Foto priv.
ort: JVA Euskirchen

4 Wenn die Gedanken weg sind

Menschen, die an Demenz erkrankt sind, befinden sich auch auf einem Weg, aber auf einem, der dem Umfeld die Begleitung nicht leicht macht. *Christel Eppelt*

7 Vom Weg abgekommen Also kamen wir von unserem ursprünglichen Weg ab und nahmen die Route Richtung Süden. *Beate Josef*

10 Wenn man heimlich weggebracht wird Ein Weg kann an viele schöne Orte führen: Orte des Lebens, Orte des Glücks, Orte der Liebe. Manche Wege aber führen in Leid und Tod. *Gregor Baumann*

13 Von wegen weg vom Fenster Manchmal läuft ein Lebensweg nicht so wie geplant. Da reicht eine Kleinigkeit, durch die man vom „rechten Weg“ abkommt. Und wenn es dann richtig schlecht läuft, kann der Weg in eine Justizvollzugsanstalt führen. *Marianne Komp*

16 Der Weg für Lena Die beeindruckende Geschichte von Heiko Kautz, der für seine verstorbene Tochter Lena 8.000 Kilometer in 4 Monaten, alleine mit dem Rad ohne Motor, zurückgelegt hat. *Gudrun Mundt*

19 Wo geht's lang Stellen Sie sich mal folgende Situation vor: Man steht in der Firma zusammen. „Ich gebe mein Leben für dich!“, hatte der Mitarbeiter gesagt. War er so eine Art Bodyguard? Die Kolleginnen und Kollegen schauen etwas ratlos. *Bernd Kehren*

21 Entgegen dem Weggehen bleiben, sich stellen, verändern wollen; und wenn man scheitert, aufrichten Krönchen richten, weitergehen ... der Student der Politikwissenschaft, Christian Schubert, hat sich aus der Not heraus als Kandidat für den hiesigen Wahlkreis 91 als Bundestagskandidat für Bündnis 90 / die Grünen zur Wahl gestellt. *Alexander Walek*

23 „Hell“ Ausblick ins nächste Heft. *Pfarrer Guido Zimmermann*

24 Veranstaltungshinweis



Christel Eppelt

WENN DIE GED

Viele kennen das Buch von Hape Kerkeling dann mal weg. Er folgt einer inneren Sehnsucht. Wenn Gedanken weg sind, sind die Gefühle dann kontrolliert durch den Verstand?

Menschen, die an Demenz erkrankt sind, befinden sich in einem Umfeld, die Begleitung nicht leicht macht – ja es ist anstrengend auf beiden Seiten.

Demenz ist kein klar abgegrenztes Krankheitsbild, sondern ein Komplex von Symptomen.

Diese zeigen sich in den verschiedenen Stadien sehr unterschiedlich. Oft liegt eine Störung vieler psychischer Funktionen vor – von Bewusstsein, Wahrnehmung, Erinnerung, Denken, Verhalten, Aufmerksamkeit, Stimmung bis zur Orientierung (Zeit, Ort, Person und Situation). Denk- und Urteilsvermögen sind eingeschränkt.

Zeitweise treten Situationen auf, in denen der Kranke unfähig ist, Gedanken zu Ende zu denken oder sich davon zu lösen. Oft ist das Langzeitgedächtnis nicht beeinträchtigt. Hinzu kommen körperliche Beschwerden, alles wird anstrengend. Menschen mit Demenz spüren, dass sie

die Kontrolle verlieren, können und wollen das aber in der Regel nicht eingestehen. Wie kann man damit umgehen, wie Beziehungen gestalten?

Einmal berichtete mir eine Tochter: „Die Rollen haben sich komplett umgekehrt. Ich bin nicht mehr nur die Tochter. Ich bin jetzt sozusagen die Mutter meiner Mutter, aber auch ihre Pflegeperson, ihre Putzfrau, organisiere einfach alles. Meine Mutter ist schon so lange weg. Und dann sind wir uns auf einmal wieder so nah. Sie braucht mich doch. Keine Ahnung, wie lange ich das noch schaffe. Ich kann manchmal einfach nicht mehr. Jeden Tag eine andere Überraschung. Diese Spannung auszuhalten und die Beziehung immer wieder neu zu gestalten, fordert enorm viel Kraft.“

Angehörige brauchen ein Netzwerk. In unserer immer älter werdenden Gesellschaft gilt es, neue Konzepte zu entwickeln. Dr. Georg Bollig, der Initiator der „Letzten-Hilfe-Kurse“ nennt dieses Netzwerk passend: Sorgende Gemeinschaften. Da sind unsere Kirchengemein-

DANKEN WEG SIND

g: Ich bin dann mal weg. Er macht sich auf den Weg, ist sucht, will zu sich selbst und zu Gott finden. Wenn die nicht umso stärker, vielleicht sogar intensiver und weniger

nden sich auch auf einem Weg, aber auf einem, der dem s ist ein Weg der ganz schön anspruchsvoll ist, für beide

den, Dörfer, Vereine, Nachbarschaften und Freundeskreise gefragt. Betroffene und Angehörige brauchen Beratung und professionelle Unterstützung. Die gibt es bei Krankenkassen, Wohlfahrtsverbänden, ambulanten Diensten und stationären Einrichtungen. Aber es ist nicht immer einfach, die geeignete Unterstützung zu finden. Und sich aus lauter Scham keine Hilfe zu holen, ist die schlechteste Lösung.

Familien erleben die Demenz oft als eine Zeitreise - den Rückzug in die Vergangenheit. Das ist zwar keine bewusste Entscheidung, scheint aber lebensnotwendig, nämlich dann, wenn die Gegenwart nur noch Frustration bietet.

Wir hatten im Café Insel viele Sachen für eine Erzählrunde aufgebaut, die auf dem Tisch in der Mitte präsentiert wurden, zum Beispiel ein altes Nähkästchen. Das

eignet sich wunderbar als Aufhänger zum Gespräch: aus dem Nähkästchen plaudern. Auch ein Butterfass stand da, eine Kohlreibe etc. Alle erzählten von den guten alten Zeiten, aber auch, wieviel man arbeiten musste. Eine Besucherin guckte sich das

„... ein altes Nähkästchen. Das eignet sich wunderbar als Aufhänger zum Gespräch: aus dem Nähkästchen plaudern.“

Ganze eine Weile an und meinte schließlich: „Su ne aale Dress han mie fröher och all zehuus gehat.“ Körperliche Beschwerden kommen hinzu, alles wird anstrengend, die dementen Menschen spüren, dass sie die Kontrolle verlieren. Schwindel, Gangunsicherheit, Übelkeit usw. machen das Leben immer beschwerlicher. Alles scheint aus dem Ruder zu laufen. Und der Mensch mit Demenz kann sich nicht auf

uns einstellen. Also müssen das die Fürsorgenden übernehmen. Keine leichte Aufgabe. Bewegung und Spaziergänge können helfen, genau wie die Ermutigung zum Erzählen, körperliche Nähe und Hautkontakt. W-Fragen (wieso, weshalb, wann, warum) helfen nicht weiter, weil der betroffene Mensch in der Regel die Antwort nicht kennt. Sie führen zu Unsicherheit. Betroffene Menschen fühlen sich ausgefragt und antworten häufig ausweichend oder unangebracht. Angehörige reagieren dann oft ärgerlich, weil sie es ja nur gut meinen und die Äußerungen falsch interpretieren. Ein Beispiel: „Aber Heinz, Dein Bruder ist doch schon lange tot. Wie kann der denn hier gewesen sein?“ „Was, mein Bruder ist tot? Davon hat mir keiner was gesagt.“

Es gilt, wenn möglich, Stress zu vermeiden. Gewohnte Abläufe fördern das Wohlbefinden. Geduld und Ruhe sind gefragt, um Missverständnisse zu vermeiden, wie auch eine klare, einfache Sprache und kurze Sät-

ze. Wenn es hilfreich ist, eventuell sogar mal mitsummen. Wir wissen doch: Der Ton macht die Musik!

Meine Oma war sehr gläubig und eine fromme Kirchgängerin.

Da es ihr körperlich so schlecht ging, dass es uns nicht möglich war, mit

ihr den Ostergottesdienst zu besuchen, wollten wir gemeinsam den Ostersegen „Urbi et Orbi“ im Fernsehen anschauen. Doch schon nach wenigen Minuten zeigte sie kein Interesse mehr und meinte nur: „Mach das Ding aus, dass ist eine Wiederholung.“

Ein herausforderndes Problem für Angehörige und Betreuungskräfte ist, dass Menschen, die an Demenz erkrankt sind, ab einem bestimmten Stadium immer wieder weglaufen. Und da bin ich wieder beim Buch von Hape Kerkeling. Heute spricht man nicht mehr von weglaufen, sondern von einer sogenannten Hinlauftendenz. Menschen mit Demenz wollen nicht weg, sie wollen irgendwo hin. Sie tragen eine Sehnsucht in sich und den Wunsch, dass es Ihnen anderswo besser geht.

In einem Zülpicher Pflegeheim wohnte eine alte Dame, die es immer wieder schaffte, sich in einem günstigen Augenblick an der Zentrale vorbei zu schleichen und nicht mehr gesehen wurde. Auf die Frage, wo sie denn hinwolle, antwortete sie mit einer großen Selbstverständlichkeit: „No Kölle. Do ös et schön. On do wonnt meng Mama. Die ös lieb.“ Oft steckt hinter der Unruhe aber auch das Gefühl, „Ich bin (hier) nicht richtig. Hier stimmt doch was nicht. Also folgt: Ich muss hier weg.“ Da ist das Umfeld nun als „Brückenbauer“ gefragt. Das Verabschieden von Fähigkeiten ist immer auch ein Verlust, der Trauer auslöst. Eine Angehörige äußerte es einmal so: „Immer dann, wenn ich endlich einen

Weg gefunden hatte, mit dem Verlust zu recht zu kommen, kam schon der nächste.“ Es wird zunehmend wichtiger, nicht auf das zu schauen, was verloren ging, son-

Auf die Frage, wo sie denn hinwolle, antwortete sie mit einer großen Selbstverständlichkeit: „No Kölle. Do ös et schön. On do wonnt meng Mama. Die ös lieb.“

dern auf das zu schauen, was gerade da ist an Lebensmöglichkeiten. „Es geht nicht darum, dem Leben mehr Tage, sondern den Tagen mehr Leben zu geben.“ drückt Cicely Saunders, die Begründerin der modernen Hospizbewegung, es aus.

Wieso reden wir bei Demenz von einer palliativen Situation oder gar von hospizlicher Begleitung? An Demenz stirbt man doch nicht - oder? Doch! Demenz ist eine fortschreitende Erkrankung, Demenz ist mehr als Vergesslichkeit. Heilung ist nicht möglich. Sie ist in fortgeschrittenem Stadium gekennzeichnet durch ausgeprägte Symptome wie Unruhe, Angst, Schlaflosigkeit, Depression, Appetitlosigkeit, Schmerzen, Gangunsicherheit etc., Demenz führt schließlich zum Tod.

Menschen mit Demenz verlieren ab einem gewissen Stadium zunehmend das Interesse am Essen. Das ist schwer zu akzeptieren, denn wir verbinden damit Glück, Kräftigung, Gemeinschaft, Geselligkeit. – „Du musst doch essen“ heißt es dann oft. Und das baut Druck auf. Ein Mensch, der nicht essen möchte, verweigert nicht das Essen - er entscheidet sich dagegen. Und denken Sie bitte daran, dass Ihnen auch der Appetit fehlt, wenn es Ihnen nicht gut geht. Auch da gibt es Tricks, zu denen man sich schlau machen kann. Übrigens: Es gibt nicht nur einen „Erste-Hilfe-Kurs“, zu dem wir z.B. verpflichtet sind, wenn wir den

Führerschein machen. Es gibt seit einigen Jahren auch einen „Letzte Hilfe Kurs“, in dem Basiswissen und Orientierung vermittelt wird, wie man sich schwerkranken und sterbenden Menschen zuwendet.

Wie erreichen wir Menschen, die „weg sind“, in ei-

ner „anderen Welt“ leben, die sich einsam fühlen und leiden? Es gibt sehr gute Methoden, die im täglichen Miteinander die Kommunikation erleichtern. Der größte und bedeutendste Therapeut aller Zeiten, Jesus von Nazareth, hat uns vorgemacht, worauf es im Wesentlichen ankommt.

Er war auf dem Weg, hielt an, wandte sich dem Menschen zu, der um Hilfe und Heilung bat. Er ließ sich durch nichts stören. Und er hatte nie gleich eine Lösung parat. Stets fragte er die Ver zweifelten: „Was willst Du, was ich Dir tue?“

Er ging auf Augenhöhe und baute eine liebevolle Beziehung auf. Er berührte die Menschen, kam ihnen ganz nah und sprach sie an. Und erst dann passiert das unglaubliche Wunder! Daran kann man sich auch heute orientieren.



C. Eppelt (li) mit G. Alter | Foto: Marianne Komp

Urlaub auf Hvar | Foto: Beate Josef



Beate Josef

Vom Weg abgekommen

Mai 1992. Wir wollten in Urlaub fahren, wussten aber nicht so recht wohin, da wir eigentlich nach Jugoslawien wollten. Aber das gab es nicht mehr und auf dem Balkan war Krieg. Schließlich beschlossen wir aufs Blaue in Richtung Skandinavien zu fahren, da wir noch nie im Norden waren. Okay, die Koffer wurden gepackt, unter anderem mit Pullover und Regenjacke. Bevor es auf die Reise ging frühstückten wir noch mit unseren erwachsenen Kindern. Unser Sohn meinte: "Habt ihr auch genug Mückenschutz eingepackt?" Darauf sagte mein Mann: "Wo Mücken sind, da fahre ich nicht hin! Wir fahren nach Österreich."

Also kamen wir von unserem ursprünglichen Weg ab und nahmen die Route Richtung Süden. Die Strecke nach Österreich kannten wir gut und beschlossen, bis nach Kärnten zu fahren. Da dort auch die Autobahn endete, wollten wir am Ende der

Autobahn in einem kleineren Ort nach einer Übernachtungsmöglichkeit suchen. Jedoch die Autobahn endete nicht da, wo sie zwei Jahre zuvor zu Ende war, sondern ging weiter. Wir fuhren an der nächsten Abfahrt runter, nahmen ein Zimmer in

einem Gasthof und erkundigten uns, wie weit denn die Autobahn nun ginge. Zu unserem großen Erstaunen erfuhren wir, dass ein zehn Kilometer langer Tunnel, der Karawankentunnel, nach Slowenien gebaut war und die Autobahn jetzt weit

in den Süden ging. Auf unsere erstaunte Frage, ob dort nicht Krieg sei, erfuhren wir, dass Slowenien schon ein ganzes Jahr selbstständig sei. Dort herrsche Frieden und die Österreicher führen immer wieder zum Einkaufen oder zum Urlaub am Meer dorthin.

Und wieder kamen wir von unserem ursprünglichen Weg ab und entschlossen uns, an die slowenische Küste zu fahren. Unterwegs waren wir etwas verwirrt durch veränderte Straßenführung und Beschilderung. An einer Tankstelle erkundigten wir uns nach dem besten Weg. Man sagte uns, es sei am besten, wenn wir die Hauptstraße nach Rijeka nähmen. Auf unseren Einwand, dass dort doch nicht mehr Slowenien sei und im Rest des Landes Krieg sei, erfuhren wir, dass zwischenzeitlich auch Kroatien unabhängig geworden sei. Wir beschlossen, uns mal kurz Rijeka anzusehen und dann doch an einen slowenischen Badeort zu fahren. In Rijeka angekommen war dort eine Geschäftigkeit wie in alten Zeiten und kein Fleckchen zum Parken frei. Wir fanden einen großen Parkplatz am Hafen und steuerten darauf zu. Wir wurden angehalten, dies sei nur der Parkplatz für die Fahrgäste der Fähre nach Split und Hvar. Wie aus der Pistole geschossen, sagten wir beide: „Da wollen wir hin.“ Schon wieder waren wir von unserem Weg abgekommen.

Wir kauften Tickets und bekamen leider keine Kabine für die Nacht sondern nur einen Liegesessel, denn das Schiff war ausgebucht. Wie wir später erfuhren, war es die einzige Möglichkeit, in den Süden des Landes zu kommen, da alle Straßen und Brücken zerstört waren. Wir waren glücklich über unsere Entscheidung und gingen an Deck, um das Auslaufen des Schiffs zu beobachten. Dann geschah etwas Seltsames. Nachdem wir den Hafen verlassen hatten, fuhr das Schiff in einen anderen Hafen. Dort wurden zwei große Panzer geladen, einer mit dem

Gefechtsrohr nach hinten über die Reling hinaus und einer mit dem Rohr nach vorne hinaus. Jetzt wurde es uns doch etwas mulmig über unsere mutige Entscheidung.

Am Abend kamen wir dann mit etlichen Kroaten ins Gespräch, die uns ganz andere Sachen über den Krieg erzählten als die, die wir aus deutschen Nachrichten kannten.

Fast alle Leute wollten uns ein Getränk ausgeben als Dankeschön an Deutschland für ihre Hilfe. Immer wieder hörten wir: „Sagt dem Mann mit den großen Ohren unseren Dank.“ Gemeint war unser Außenminister Genscher.

Am nächsten Morgen kamen wir ohne Zwischenfälle auf unserer Insel an. Als wir in unser Dorf kamen, standen alle Bewohner auf der Straße, denn unsere Ankunft hatte sich, wie auch immer, schon rund gesprochen. Es war schön an unserem Lieblingsort zu sein, aber kein richtiger Urlaub. Wir erfuhren, dass eigentlich nur noch im Landesinneren gekämpft wurde. Dennoch wurde der Neffe unserer Hauswirtin, der bei der Polizei war, über unser Dasein informiert, damit er uns gegebenenfalls warnen konnte, wenn sich etwas änderte. Unser Schlauchboot lag immer vollgetankt im Wasser, um notfalls nach Italien zu kommen.

Die Einheimischen hatten kaum Bargeld, da die Konten von der Regierung eingefroren waren. Sie ernährten sich von dem, was Meer und Feld hergaben. Auf der Insel kein Problem, aber in den Städten wie Split hatten die Menschen Hunger. Wir haben selbst gesehen, dass jemand im Hochhaus auf einem der oberen Stockwerke eine Ziege hielt, damit die Kinder Milch bekamen.

Wir sind zwar vor mehr als dreißig Jahren innerhalb von 48 Stunden mehrfach und zum Schluss auch leichtsinnig von unserem ursprünglichen Weg abgewichen, aber dafür haben wir Liebe und Freundschaft von Menschen erhalten, die bis heute anhalten.



Am Strand von Hvar | Foto: Beate Josef

Wir haben unseren Aufenthalt mit DM bezahlt. Dadurch konnte unsere Familie Lebensmittel und andere notwendige Sachen dazukaufen. Da die Insel nicht sehr groß ist, konnten wir den Weg unseres Geldes über mehrere Stationen verfolgen. Für die Menschen war das ein großes Zeichen der Hoffnung, dass es wieder bergauf gehen könnte. Denn alle Insulaner lebten vom Tourismus und schon das zweite Jahr war kein Tourist gekommen. Aber es hat dann doch noch zwei Jahre gedauert,

ehe der Tourismus wieder anief. In dieser Zeit sind wir immer wieder mit notwendigen Sachen hingefahren.

Als das normale Leben wieder einkehrte, es



aber immer noch an Vielem mangelte, haben wir viele Leute glücklich gemacht, weil wir Kommunion- und Brautkleider mitbrachten. Das Brautkleid meiner Tochter wurde hier, in Kroatien und dann noch zweimal in Herzegowina getragen.

Nach zwei Wochen machten wir uns, ohne noch einmal vom Weg abzukommen, auf den Heimweg. Dort erzählten wir natürlich von unserem Abenteuer, und dass wir, sollte die Politik es zulassen, im Herbst noch einmal hinfahren wollten, um die Leute etwas zu unterstützen. Damit traten wir hier eine Welle der Hilfsbereitschaft los. Wir bekamen säckeweise Textilien zum Weitergeben, aus der Apotheke kam ein Bananenkarton voller Medikamente und die Caritas spendete 1000 DM, die wir an den Pastor weitergeben sollten.

Sehr hilfreich für uns war, dass wir von der Caritas eine Bescheinigung und einen offiziellen Aufkleber für unser Auto bekamen, Humanitäre Hilfe. So fuhren wir dann im Oktober mit einem vollgeladenen Auto erneut los. Schon in Rijeka habe ich dann angefangen gute Kleidung zu verschenken. In Split, wo es mittlerweile ein „Café Genscher“ gab, war der erste Sack schon bald leer. Auf „unserer“ Insel haben wir die Kleidung gezielt an die Familien gegeben, die es wirklich nötig hatten. Die Medikamente gingen an die Ärzte der Klinik in Split, wohin die Mutter unserer Gastfamilie zur Dialyse musste. Das Geld haben wir nicht dem Pfarrer, sondern dem Bischof gegeben. Der hat davon junge Ziegen gekauft und muslimische Flüchtlinge eingestellt, die eine Ziegenzucht aufzumachen hatten. So konnten die Kinder mit Milch

versorgt werden und die großen Ziegen wurden zu einem Preis verkauft, den sich auch arme Leute leisten konnten.

Zum Bischof von Hvar muss ich noch folgendes sagen: Auf die Insel kamen muslimische Flüchtlinge aus Bosnien und Kosovo in die nun leerstehenden Hotels und waren nicht sehr angesehen. Der Bischof setzte Zeichen, indem er die Ziegenzucht anfang, mit den Flüchtlingskindern in der Stadt Fußball spielte oder auch an der Supermarktkasse für den einen oder anderen bezahlte. Im letzten Jahr starb der Bischof, als wir gerade dort waren. An der Beerdigungsprozession, die durch die ganze Stadt ging, nahmen viele der sesshaft gewordenen Muslime teil. ■■■■■



Gregor Baumann

WENN MAN HEIMLICH WEGGEBRACHT WIRD

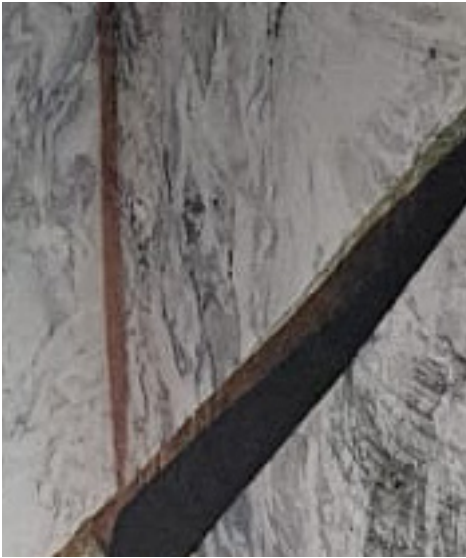
Ein Weg kann an viele schöne Orte führen: Orte des Lebens, Orte des Glücks, Orte der Liebe. Manche Wege aber führen in Leid und Tod. Dies gilt auch für den Weg, den zwischen 1941 und 1943 insgesamt 480 Patientinnen aus Marienborn antreten mussten.

Die meisten Zülpicher wissen, dass es in Hoven in der alten Klosteranlage eine Fachklinik für Psychiatrie und Psychotherapie gibt und diese vom Orden der Cellitinnen betrieben wird. Das geschichtliche Wissen darüber dürfte sich bei vielen darauf beschränken, dass der Hl. Hermann-Joseph von Steinfeld in dem Kloster verstorben ist. Wenige wissen vielleicht noch, dass das Kloster bereits 1188 durch Zisterzienserinnen gegründet wurde. Auf welche Geschehnisse zur Zeit des Dritten Reiches das Kloster zurückblickt, dürfte jedoch den Wenigsten klar sein.

Schon seit 1888 wurden in dem Kloster geistig kranke Menschen betreut und versorgt. Bis in die 1980er Jahre handelte es sich dabei ausschließlich um katholische Frauen. Als die Nationalsozialisten 1933 die Macht

ergriffen, brachte dies für das Kloster einige Veränderungen mit sich. In der nationalsozialistischen Ideologie tief verankert war die sogenannte „Rassenhygiene“. Bei dieser ging es um die Pflege des Erbgutes mit dem Ziel, eine „Herrenrasse“ zu züchten bzw. zu erhalten, die anderen „Rassen“ überlegen sein sollte. Bekannt sind vor allem die antisemitischen Auswüchse dieser Ideologie, die im Holocaust gipfelten. Dem Bild der Nationalsozialisten zuwider waren aber auch physisch und geistig behinderte Menschen. Diese stellten für sie „unwertes Leben“ dar. Zur „Verhütung erbkranken Nachwuchses“ wurden daher ab 1934 behinderte Menschen, darunter auch viele Patientinnen des Klosters Marienborn, zwangssterilisiert. Seine dunkle Spitze erreichte der Umgang der Nationalsozialisten mit behinderten Menschen jedoch erst ab 1939.

Ab 1940 wurden in Marienborn jährlich Anstaltsbesichtigungen durch die Geheime Staatspolizei (Gestapo) bzw. die Reicharbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten durchgeführt. Dabei sollte beurteilt werden, welche der Patientinnen in sog. kriegsfreie Zonen verlegt werden sollten. Diese offizielle Bezeichnung war auch den Patientinnen aus Zeitungen oder von Angehörigen bekannt. Allerdings war auch durchgesickert, dass diese Verlegungen nicht den Zweck hatten, die geisteskranken und alten Menschen vor den Gefahren des Krieges in Sicherheit zu bringen, sondern das Ziel der Transporte Tötungsanstalten waren. So gerieten nach einem Zeitzeugenbericht bei einem der Kontrollgänge „einige Patientinnen in Panik und riefen: „Da kommen unsere Mörder. Wir sind die nächsten die vergast werden.“ Die Gestapo notierte



Gedenksäule im Kloster Marienborn,
Ausschnitte | Fotos: Dorothea Grimm

sich die Namen dieser Kranken und sie waren bei den ersten, die kurze Zeit später abgeholt wurden.

In einer ersten Phase der Krankenmorde („Aktion T4“) wurden in nur zwei Jahren von 1940 bis 1941 auf industrielle Art und Weise 70.273 Menschen in Gaskammern ermordet und anschließend in unmittelbar angegliederten Krematorien verbrannt. Bezeichnet wurde dieses Vorgehen damals als Euthanasie.

Der Begriff Euthanasie wurde erstmals in der Antike verwendet und bezeichnete einen „guten Tod“ in Abgrenzung zu einem schweren Sterben. In der Neuzeit entwickelte sich dann ein Verständnis, das heute unter den Begriff der Sterbehilfe fällt. Nach der Entstehung von Darwins

Evolutionstheorie kam der Gedanke auf, es müsse wieder eine natürliche Auslese der „Schwachen“ erfolgen. Später kam der Gedanke hinzu, dass Menschen mit bestimmten Krankheitsbildern selber mehr Schmerzen als Freude empfänden und der Allgemeinheit mehr schaden als nutzen würden, sodass ihr Leben insgesamt keinen „Wert“ habe. Euthanasie wurde hier als Mitleidstötung verstanden. Bei den Nationalsozialisten kam eine wirtschaftliche Komponente hinzu. Der Sterbewunsch des Patienten trat in den Hintergrund und das Mitleid bezog sich immer mehr auf die Angehörigen und die Allgemeinheit als Kostenträger. Der Begriff Euthanasie hatte damit seine ursprüngliche Bedeutung vollständig eingebüßt und war zur Verharmlosung für die Ermordung unliebsamer Menschen geworden.

Der Abtransport von Patientinnen aus Marienborn begann 1941. Die Entscheidung, welche Patientinnen aus Marienborn deportiert werden sollten und der Vollzug der Deportation erfolgten dabei ohne Benachrichtigung der Angehörigen. Pastor Kremers, der langjährige Hausgeistliche des Klosters, versuchte dem entgegenzuwirken und schrieb den Angehörigen der Patientinnen teilweise, sie mögen nach der Verlegung eine seelsorgerische Betreuung veranlassen. In Wahrheit ging es ihm dabei aber nicht um die seelsorgerische Betreuung, sondern um den Hinweis, dass die jeweilige Patientin für eine Verlegung vorgesehen war. Die Ärztin Dr. Hamacher und Pastor Kremers versuchten zudem in Zusammenarbeit mit den Angehörigen, einige Patientinnen zu entlassen, um sie vor der Vernichtung zu retten. Wegen der

Briefe an die Angehörigen wurde Pastor Kremers zweimal von der Gestapo in das berühmte EL-DE-Haus in Köln vorgeladen. Zum Glück kam bei den dort vorgenommenen längeren Verhören nicht heraus, dass er aktiv versucht hatte, Patientinnen zu entlassen, so dass ihm nur der Verstoß gegen einen Ministerialerlass vorgeworfen werden konnte und er lediglich eine Geldstrafe zahlen musste.

Für einige kranke Ordensschwestern bestand ebenfalls die Gefahr, deportiert zu werden. Um sie zu retten, wurden sie von ihren Mitschwestern unauffällig auf andere Stationen gebracht. Ihre Krankenakten befanden sich in einem gesondert verschlossenen Schrank im Büro der Oberin, sodass sie rechtzeitig verbrannt und die Schwestern vor dem Tod bewahrt werden konnten.

Der größte Abtransport von Patientinnen erfolgte am 18. August 1942. An diesem Tag wurden 368 Patientinnen aus Marienborn weggebracht. Die Umstände des Abtransports waren grausam. So hielt eine Ordensschwester fest: „Wir Schwestern erhielten den Auftrag, die Leute zu einer bestimmten Zeit zu baden, ihre Sachen zu packen und ein Pflaster mit dem Namen der jeweiligen Person auf den Nacken zu kleben. Das verschlug uns den Atem. Wir hatten bisher nur Toten den Namen angeheftet, damit es keine Verwechslung geben konnte, aber lebenden Menschen? Das brachte niemand von uns fertig, und so taten wir das auch nicht.“

Die hilflosen Kranken krallten sich an uns Schwestern fest und schrien „Halt mich hier, die machen uns doch tot“. In solchen Szenen kam Begleitpersonal der Gestapo und injizierte den Schreienden Betäubungsmittel durch die Kleider hindurch. Die Roheit und die Routine dieser neuen Krankenschwestern schockierte uns.“ Die Kranken wurden mit Gewalt in Autos und Busse geschoben, die sie zum Bahnhof nach Zülrich brachten. Dort wurden sie in einen Güterzug geladen. Die Schwestern versuchten noch die Kranken zu beruhigen, bis der Zug abfuhr. Das dunkle Ziel des Transports war Hadamar. In der „Landesheilanstalt“ Hadamar wur-

den insgesamt 14.494 Menschen ermordet. Als die Patientinnen aus Marienborn nach Hadamar deportiert wurden, hatte dort bereits die zweite Phase der Euthanasiemorde begonnen. Nachdem im Sommer 1942 infolge eines insistierenden Briefes des Limburger Bischofs Antonius Hilfrich an das Reichsjustizministerium entschieden worden war, die Gasmordaktionen zu beenden, wurden die Gaskammern in Hadamar zurückgebaut und die Krematorien abgerissen. Aufgrund dieses Umstandes verneinte die Provinzialverwaltung die Bedenken, die die Anstaltsleitung von Marienborn zuvor gegen den Abtransport der Patientinnen nach Hadamar geäußert hatte, mit dem Hinweis, dass dort die SS abgezogen und das Krematorium abgerissen worden sei.

Schon im August 1942 wurde die massenhafte Ermordung jedoch fortgesetzt. Die „dezentrale Euthanasie“ erfolgte nicht mehr auf die Entscheidung einer geheimen Behörde in Berlin hin. Stattdessen entschieden bereitwillige Ärzte in verschiedenen Anstalten im ganzen Reich selbstständig, das Leben welcher Patienten „unwert“ sei. Nunmehr wurde kein Gas mehr eingesetzt, sondern den kranken und behinderten Menschen wurden Überdosen verschiedener Medikamente verabreicht oder sie wurden gezielt zu Tode gehungert.

An diesen Ort wurden die Patientinnen aus Marienborn am 18. August 1942 gebracht. Pastor Kremers hatte den Beteuerungen der Provinzialverwaltung von vornherein nicht geglaubt und ist dem Transport des-

halb wenig später mit dem Fahrrad in das 135 Kilometer entfernt gelegene Hadamar gefolgt. Vor Ort wollte er sich selbst vergewissern, wie es den Patientinnen ergangen ist. Dort angekommen fand er auf der öffentlichen Tafel des Rathauses bereits 43 der ehemaligen Patientinnen als verstorben gelistet.

In Hadamar konnte erst die Befreiung durch die Alliierten am 26. März 1945 dem Morden ein Ende setzen.

Im Kloster Marienborn, unweit des Friedhofs, auf dem auch die Schwestern ihre letzte Ruhe gefunden haben, die vor den Deportationen gerettet werden konnten, steht heute eine Gedenksäule. Sie ist genau 368 cm hoch. Ein Centimeter für jede Patientin, die am 18. August 1942 nach Hadamar verschleppt wurde.



Gedenksäule im Kloster Marienborn | Foto: Dorothea Grimm



Inhaftierter reicht seiner Tochter die Hand durch das Gefängnisgitter | Foto: Sabine Schweer

Marianne Komp

VON WEGEN WEG VOM FENSTER

Manchmal läuft ein Lebensweg nicht so wie geplant. Da reicht eine Kleinigkeit, durch die man vom „rechten Weg“ abkommt. Und wenn es dann richtig schlecht läuft, kann der Weg in eine Justizvollzugsanstalt führen. Das ist für Inhaftierte eine einschneidende Erfahrung, aber auch für die Angehörigen, die Ehefrauen und Kinder. Wir als Gesellschaft drumherum möchten am liebsten mit „den bösen Buben“ und einem „Knast“ in der Nachbarschaft nichts zu tun haben. Aber wir hier in Zülpich haben eine JVA in unserem Kreisgebiet. Und hier haben wir es mit einem offenen Strafvollzug zu tun. Was das eigentlich bedeutet und wie man mit Menschen arbeiten kann, die wieder auf einen „normalen“ Weg finden sollen, wollte ich genauer wissen. Dazu habe ich mich in der JVA Euskirchen mit der Anstaltsleiterin Jennifer Rybarczyk getroffen.

Vor ziemlich genau 5 Jahren war ich schon einmal in einem geschlossenen Strafvollzug in Köln-Ossendorf, um dort den Gefängnispfarrer zu begleiten. Das war schon ein im wahrsten Sinne des Wortes beklemmendes Erlebnis. In Euskirchen hingegen handelt es sich um einen offenen Strafvollzug, was bedeutet, dass hier eine große

Anzahl an Arbeitsplätzen auf dem Gelände vorhanden ist. Hier können Straftäter erstmal unter Beobachtung wieder in den Arbeitsmarkt einsteigen. Schon von außen sieht man den großen Unterschied. Alles ist weiter, freundlicher, eben offener als im geschlossenen Strafvollzug. Und dennoch sieht man sofort, dass es sich um eine

Strafvollzugsanstalt handelt. Hier leben Menschen, die eine Freiheitsstrafe verbüßen müssen.

Um ins Gespräch mit Jennifer Rybarczyk zu kommen, muss ich mich an der Pforte melden und meinen Ausweis abgeben. Dann werde ich zum Büro der Anstaltsleitung

begleitet. Das Büro ist hell und freundlich und hat Aussicht auf das grüne Innenge-lände der JVA. Würde man nicht durch die verschlossenen Gänge hierhin kommen, könnte man meinen, dass es sich um ein ganz „normales“ Büro handelt.

Ich hatte mir die Anstaltsleitung einer Jus-tizvollzugsanstalt anders vorgestellt, nicht so sympathisch und aufgeschlossen. Die Volljuristin hat seit 2002 in unterschiedli-chen JVA's gearbeitet, im Justizministerium und an der Fachhochschule in Bad Müns-tereifel. Sie liebt ihre Arbeit hier. Und man merkt ihr an, dass sie von dem Konzept der Erprobungsanstalt, um die es sich hier in Euskirchen handelt, überzeugt ist. Erpro-bungsanstalt bedeutet, dass Inhaftierte unter engmaschiger individueller Beglei-tung auf ein Leben in Freiheit vorbereitet werden. Hier, so sagt sie mir, kann man richtig viel bewirken, hat einfach viel mehr Möglichkeiten als im geschlossenen Straf-vollzug. Außerdem hat sie hier ein Team, mit dem sie sehr gerne zusammenarbeitet.

In diesem offenen Vollzug sind ca. 340 Männer (das entspricht einer Belegung von ca. 76%) inhaftiert, die begleitet werden, um im Optimalfall wieder ein rechtschaffen-es Leben führen zu können. Sie kommen teilweise aus dem geschlossenen Vollzug aber teilweise auch über einen Vollstre-ckungsplan, weil sie z.B. eine Geldstrafe nicht bezahlen können, direkt hierhin.

Sie sagt: „Wir sind ein Bestandteil der Ge-sellschaft, zwar relativ klein, aber die Men-schen, die hier ein- und ausgehen, gehören eben auch dazu. Wir machen im Rahmen dessen, was möglich ist, richtig gute Ar-beit.“

Schon seit gut 3 Jahren arbei-tet sie in der JVA Euskirchen. Als sie im September 2021 mit ihrer neuen Aufgabe

begann, war die JVA leer, da sie aufgrund der Flut evakuiert werden musste. Erst im Dezember kamen die ersten Gefangenen zurück. So musste sie sich zunächst mit dem Wiederaufbau befassen. Die Inhaf-tierten waren in dieser dreimonatigen Zeit auf andere Anstalten des offenen Strafvoll-zugs verteilt worden und für manche In-haftierte, bei denen man das verantworten konnte, gab es sogar Haftunterbrechung. Ausnahmslos sind auch alle wieder zurück-gekommen - lediglich einen Inhaftierten musste man abholen – und haben dann

angenehmer als in einem geschlossenen Vollzug. Jennifer Rybarczyk betont die gute und kreative Zusammenarbeit im Team.

Die Männer, die aus dem geschlossenen Vollzug nach Euskirchen kommen, haben schon ein aufwendiges Verfahren hinter sich, ob sie für den offenen Vollzug geeig-net sind, und kommen zunächst in ein Zu-gangshaus. Dort wird erstmal beobachtet, wie der Neuling sich macht. Dies erfordert eine besondere Begleitung. Deswegen ist hier auch der Personalschlüssel höher als



Jennifer Rybarczyk | Foto: Marianne Komp

den Rest ihrer Strafe verbüßt. Die Inhaf-tierten wissen zu schätzen, dass sie hier ein Sprungbrett für ihre Zukunft haben und was für sie auf dem Spiel steht. Das macht auch für die Angestellten das Arbeiten

anderswo. Sie erklärt, dass schon Kleinig-keiten, die für uns normal sind, also z.B. ein Besuch in einem Discounter, eine völ-lige Reizüberflutung für den Inhaftierten darstellen. Verständlich, wenn man schon

eine Haftstrafe von 10 oder 20 Jahren im geschlossenen Vollzug verbracht hat. Das braucht einfach Zeit, geht nur in kleinen Schritten und kann 5-6 Jahre dauern.

„Wir sind ein Bestandteil der Gesellschaft, zwar relativ klein, aber die Menschen, die hier ein- und ausgehen, gehören eben auch dazu. Wir machen im Rahmen dessen, was möglich ist, richtig gute Arbeit.“

Wenn es noch Familienangehörige gibt, die mit dem Häftling in Kontakt stehen, versucht man diese auch einzubinden. Als ich danach frage, wie die Angehörigen mit der Gefängnisstrafe des Ehemannes, des Vaters umgehen, erklärt mir die Anstaltsleiterin, dass das natürlich eine extreme Situation für die Familien, soweit sie vor der Straftat überhaupt intakt waren, darstellt. Ein inhaftiertes Familienmitglied ist ein Stigma. Die meisten versuchen das komplett vor der Außenwelt fernzuhalten. Viele Angehörige haben oft gar nicht mitbekom-

Freiheitsentzug ist. Aber auch das ist eine Konsequenz der Straftat, mit der dann umzugehen ist. Man spricht bei den Familien der Inhaftierten, wie auch bei Angehörigen von Opfern, von sekundären Opfern. Für Opfer von kriminellen Taten gibt es Gott sei Dank Programme oder Begleitung. Aber für Familien von Inhaftierten gibt es nichts. Da zerbröckelt nicht nur das Bild des Angehörigen, sondern auch das komplette soziale Leben - es fällt der Partner, der Vater, der Ernährer der Familie weg. So manche Beziehung zerbricht auch an dieser Situation. Diese Familien fallen in unserer Gesellschaft durchs Raster.

Aber wie belastend auch immer die familiäre Situation für beide Seiten aussieht, können die Mitarbeitenden der JVA das nur im Rahmen ihrer Möglichkeiten auffangen. Aus diesem Grund legt der Vollzug in NRW ein zunehmend größeres Augenmerk auf die familiensensible Vollzugsgestaltung. Die JVA Euskirchen bietet z.B. regelmä-

ßige Treffen für Familien mit den inhaftierten Vätern, Familiengottesdienste und eine Vätergruppe an. Für die kommenden Herbstferien ist ein fünftägiges Familienseminar auch mit inhaftierten Vätern und ihren Familien geplant. Ziel des Seminars ist, durch behandlerische Maßnahmen und Angebote die Familienstrukturen zu stärken, aber auch den Kindern und Familien eine gemeinsame erholsame Zeit zu ermöglichen.

Schwerpunkt ihrer Arbeit im Vollzug ist die Resozialisierung der Inhaftierten. Teilweise haben diese noch nie vorher gearbeitet, geschweige denn eine Ausbildung beendet. Dafür ist es gut, dass auf dem JVA-Gelände verschiedene Betriebe angesiedelt sind, in denen die Männer begleitet ins Arbeitsleben einsteigen können. So kümmern sich die Inhaftierten zum einen um die Instandhaltung der kompletten Anlage, indem sie dort die Reinigungsarbeiten übernehmen, die Garten- und Hofanlage pflegen, kochen etc., und zum anderen in der Gärtnerei, der Tischlerei oder dem Metallbau arbeiten. Teile der Beschäftigung dort werden für eine Ausbildung auch anerkannt.

Und dann gibt es auch die Männer, die schon so weit sind, dass sie außerhalb der JVA einer Arbeit nachgehen. Das ist dann der Schritt, der zeigt, wie gut sich jemand wieder in der „normalen Welt“ bewegt. Auch hier begleiten und beobachten die Mitarbeiter in unterschiedlichen Abständen, wie die Arbeit im Betrieb klappt und führen Gespräche mit den Arbeitgebern. Klar ist aber auch, dass eine Entlassung in die Freiheit dann noch viele Herausforderungen mit sich bringt, damit ein Verurteilter wieder richtig Fuß fassen kann und nicht wieder in alte Muster verfällt. Auf meine Frage, was denn das größte Problem für die Männer ist, antwortet die Anstaltsleiterin: „Drogen!“. Das wiederum ist ernüchternd, schmälert aber nicht die vielen Erfolge, die im offenen Vollzug erzielt werden.

Gut, dass es so motivierte Menschen wie Jennifer Rybarczyk und ihr Team gibt, die daran arbeiten, dass Straftäter ihre zweite Chance für einen neuen Weg auch nutzen!

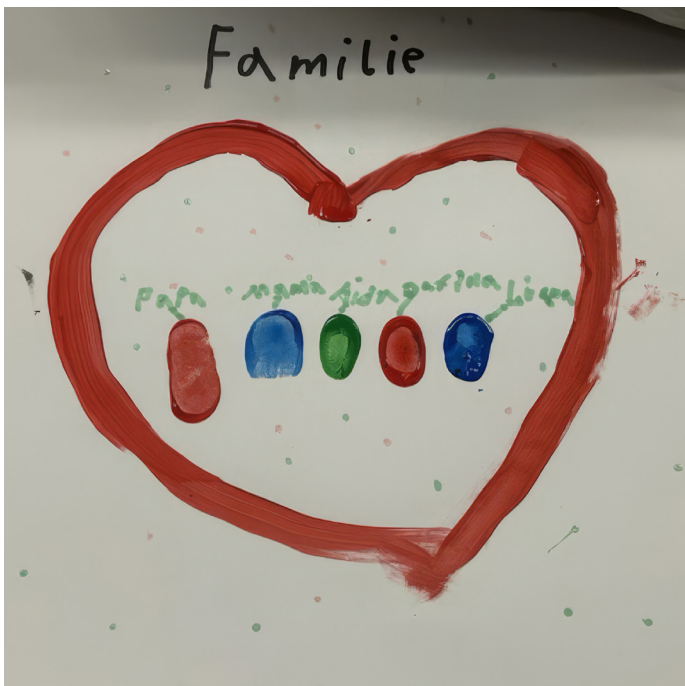


Bild von einem Kind eines Inhaftierten | Foto: Martina Kreuzjans

men, auf welchen kriminellen Pfaden der Inhaftierte unterwegs war. Da brechen schon Welten zusammen. Und im offenen Strafvollzug kann es durchaus vorkommen, dass das Kind nicht weiß, dass der Vater eine Strafe verbüßt, weil ihm vorgegaukelt wird, der Vater sein auf Montage und deswegen so viel von zu Hause weg. Auch kann es sein, dass ein Kind oder ein Jugendlicher den Kontakt zum Vater abbricht, was für den Häftling die viel größere Strafe als der



Hürden auf dem Weg | Foto: Heiko Kautz

Gudrun Mundt

DER WEG FÜR LENA

Vielleicht kennen Sie schon die beeindruckende Geschichte von Heiko Kautz, der für seine verstorbene Tochter Lena 8.000 Kilometer in 4 Monaten, alleine mit dem Rad ohne Motor, zurückgelegt hat. In der ARD Mediathek kann man den bewegenden Bericht dazu „Echtes Leben – Die Bucket List meiner verstorbenen Tochter“ noch anschauen. Lena starb im Alter von 22 Jahren, am 20. Dezember 2023 an Krebs. Als Mutter von zwei erwachsenen Kindern kann ich nur erahnen, was das für ein Albtraum ist.

Nach Lenas Tod fand ihre Mutter Britta eine Liste auf dem Handy ihrer Tochter mit Orten, die sie gerne noch besuchen wollte. Ziele wie Prag, Wien, Mailand und Madrid hatte Lena geplant. Doch sie konnte all diese Orte nun nicht mehr sehen.

Für Heiko, Lenas Vater, war nach Lenas Tod nichts mehr wie vorher. Er konnte nicht

einfach wieder so an seinen Arbeitsplatz zurück, im Alltag einfach weiter machen wie vorher. Er brauchte eine Auszeit!

Schnell kam ihm die Idee, all die Orte der Bucket List für seine verstorbene Tochter mit dem Fahrrad zu bereisen und sie ihr durch seine Augen zu zeigen. Lena liebte das Reisen und war neugierig auf die Welt.

Eine Asienreise war bereits geplant. Doch dazu kam es nicht mehr. Aber wie konnte der Leiter einer Bank-Filiale eine Auszeit nehmen, mal einfach so weg? Mit seinem Arbeitgeber wurde er schnell einig und Heiko konnte sich vier Monate für seine Reise Zeit nehmen. Die Tour sollte über Prag, Wien, Mailand, Madrid gehen und über Lissabon zurück. Über den Routen-

Auch wenn seine Tour manchmal gefährlich war, war Aufgeben für ihn keine Option!

planer Komoot hatte er grob die Strecke geplant, sich aber ansonsten nicht wirklich vorbereitet.

Klar war lediglich, dass er ausschließlich mit dem Fahrrad fahren wollte. Fragen: Wie viele Kilometer schaffe ich pro Tag? Wie ist die Wegstrecke? Gibt es Sperrungen/Umleitungen? schob er erstmal zur Seite.

Heiko fuhr los! Fast ein wenig blauäugig, in den Tag hinein, einfach Kilometer für Kilometer Richtung Süden. Hauptsache er blieb gesund und sein Rad blieb ok. Voll gepackt mit Zelt, Schlafsack, Kleidung, Essen und Trinken, Lenas Fußballtrikot und ihrem Nummernschild am Fahrrad ging es los.

Unterwegs fragte Heiko Passanten nach Wasser, oder er zapfte es einfach irgendwo. Manchmal bekam er Essen oder eine kleine Stärkung wie einen Schokoriegel geschenkt. Viele, die ihm unterwegs begegneten, nahmen Heiko sehr positiv wahr. Seine Geschichte berührte alle. Er traf viele nette Menschen wie zum Beispiel auf einem Zeltplatz, wo bei seiner Ankunft bereits Schnee lag. Man bot ihm eine bessere Unterkunft für die Nacht ohne Bezahlung an.

Schlechte Erfahrungen machte er in Spanien in einer Pilgerherberge auf dem Jakobsweg. Er lag einige Tage mit akuten Magenbeschwerden krank im Bett und bat die Herbergsdame wegen der Elektrolyte um ein alkoholfreies Bier. Sie antwortete, er solle sich das Bier selber kaufen. Auch seine Bitte um ein trockenes Stück Toast, wofür er auch zahlen wollte, wurde mit dem Verweis auf den Bäcker im Ort abgelehnt.

Auch wenn seine Tour manchmal gefährlich war, weil ihn zum Beispiel ein Auto in einer 90 Grad-Kurve geschnitten hatte oder so mancher LKW ihn fast von der Straße gedrängt hatte, war Aufgeben für ihn keine

Option! Unterwegs begleiteten ihn, neben den schon erwähnten Magenproblemen, Knieschmerzen, sodass er einige Kilometer auch mal nur mit einem Bein fahren musste. Aber das wurde irgendwann besser. Und dann waren da noch die schmerzenden Hände, der Nacken, der Kopf – aber das ist halt so. „Ist nicht so tragisch.“ resümiert er.

Auf die Frage nach Momenten, in denen er die Tour abrechnen wollte, erzählt er, dass es die gab, den ersten bereits am zweiten Tag. Er saß im Regen auf einer Parkbank in Höxter und bekam einen Heulanfall. Da krabbelten die Zweifel hoch, ob er sich nicht zu viel vorgenommen hatte. Aber nach einer Weile stieg er auf sein Rad und strampelte die Zweifel weg. Das zweite Mal war er bereits auf der Rückreise. Es war der 22. Juni, sehr heiß, ging endlos bergauf und bergab, Kopfsteinpflaster und 23 km Steigung. Da konnte er sich plötzlich keinen Meter mehr weiterbewegen. Er stellte das Fahrrad ab und setzte sich mitten auf die Straße, völlig erschöpft. Doch auch da konnte er nach einer kurzen Trinkpause weiterfahren. Wenn es unterwegs schon mal Stimmungsschwankungen gab, halfen ihm kleine Dinge wie ein vorbei flatternder Schmetterling wieder weiter.

Der traurigste Tag seiner gesamten Reise war der 8. April, als er im Stephansdom in Wien ankam, eine Kerze anzündete und Lenas Trikot aufhängte. Dort erfasste ihn eine tiefe Traurigkeit, die ihn fast erstickte. Der schönste Moment war Madrid, als sein Sohn Ben ihn dort überraschte. Die gemeinsame Zeit in Madrid mit Ben beschreibt er heute noch als zutiefst erfüllend.

Lenas Trikot mit der Nummer 22 trug Heiko während der gesamten Reise immer mit sich. Es war Lenas Zahl. Ihr Lieblingsspieler trug die 22 auf seinem Fußballtrikot. Diese magische Zahl begleitete Heiko viele Male

auf seinem langen Weg und tut es noch heute. Mit seiner Familie hatte er diese Reise abgesprochen. Er war unterwegs stets mit ihnen in Kontakt und sie waren seine



Mal kurz durchschnaufen | Foto: Heiko Kautz

größten Fans auf dieser Reise. Sie gaben ihm Kraft und Zuversicht. Und Lenas Gedanken, was sie gerne sah, dachte, plante und sagen würde, waren immer mit dabei. Über Instagram postete er von seinen Etappen. Und bei einem Post schrieb er, dass Lena und er noch Platz auf dem Fahrrad hätten für Sarkom-Erkrankte oder Verstorbene. Die Resonanz war unglaublich, ca. 150 Namen und damit verbundene Geschichten bekam er darauf. Jeden Namen schrieb er auf Lenas Trikot und nahm ab dann alle Anliegen der Betroffenen mit. Von nun an



Rast unterwegs | Foto: Heiko Kautz

wurde für all diese vielen Menschen in jeder Kirche wo er anhielt, die Kerze mitangezündet. An Aufgeben war nun nicht mehr zu denken. Er musste auch für diese Menschen die Reise fortführen.

Nach monatelanger Abwesenheit kam dann der Moment der Rückkehr, die Heiko als sehr emotional beschreibt. Familie, Freunde, Nachbarn und Bekannte empfangen ihn zu Hause mit Lenas Lieblings-Sound. Er ist unglaublich dankbar, dass er dies Tour machen konnte. Ein bisschen stolz ist er auch, dass er durchgehalten hat. Die Reise hat er in erster Linie für Lena gemacht, ein Stück weit

sen. Zunächst wollte Heiko nachts lieber mit dem Zelt auf dem Balkon schlafen. Aber manches, wie zum Beispiel der „Konsumwunsch“, der unterwegs völlig verschwunden war, stellte sich relativ schnell wieder ein.

Wenn das Kind erkrankt und sogar stirbt, stellt man Vieles infrage. Warum ist es von Gott so gewollt? Kann das richtig sein? Heiko sagt, dass er Gott auf dieser Tour wieder etwas nähergekommen ist. Da konnte er unterwegs auch mal wieder Gott Danke sagen. Und dann ist da die Zahl 22. Diese Zahl ist Heiko und seiner Familie immer wieder

aber auch für sich, für seine Familie und dann noch für die vielen anderen Menschen, die unterwegs noch dazukamen.

Zu Hause gab es erstmal viel Presserummel, so dass man anfangs noch nicht von normalem Alltag sprechen konnte. Auch hatte die Reise Spuren hinterlas-

begegnet. Er sieht diese Zahl als ein Zeichen. In Prag zum Beispiel ruhte er sich auf einem Wegeplatz aus und sah die 22 aufgemalt. In Madrid war er mit Ben in einem Fan-Shop, in dem eine ganze Wand voller schwarzer Trikots hing. Nur ein schwarzes Trikot war ihnen zugewandt, mit der Zahl 22. Als er auf seiner Reise die ersten 1.000 km erreicht hatte, sah er direkt wieder die 22 vor sich. Als der WDR ihn nach seiner Rückkehr wegen einer Live-Sendung kontaktierte, saß er im Auto und hielt an, vor der Hausnummer 22. Lena kam nach einer Operation auf das Zimmer 22. Sie verstarb um 22.22 Uhr. Ihr Bruder Ben saß zufällig bei seiner Abi-Feier bei den vielen Tischen an Tisch 22.

Und man glaubt es kaum, als Heiko seine Zusage für die Veröffentlichung dieser Weg-Geschichte für Z³ über Instagram an Marianne Komp schickte, kam die Nachricht genau um 22:22 Uhr an. Wer glaubt nun nicht, dass Gott da seine Finger mit im Spiel hat?

Heiko, Ben und Britta schicken sich täglich um 22.22 Uhr weiße Herzen aufs Handy. Was für eine beeindruckende, und emotionale Geschichte! Ich bin tief berührt und dankbar, dass ich Heikos Worten lauschen durfte, um Lenas Geschichte aufzuschreiben.

Für Heiko, Lenas Vater, war nach Lenas Tod nichts mehr wie vorher. Er konnte nicht einfach wieder so an seinen Arbeitsplatz zurück, im Alltag einfach weiter machen wie vorher. Er brauchte eine Auszeit!



Labyrinth im Kloster Marienborn | Foto: Dorothea Grimm

Bernd Kehren

Wo geht's lang?

Stellen Sie sich mal folgende Situation vor: Man steht in der Firma zusammen. „Ich gebe mein Leben für dich!“, hatte der Mitarbeiter gesagt. War er so eine Art Bodyguard? Die Kolleginnen und Kollegen schauen etwas ratlos.

„Versprich nur etwas, was du auch wirklich halten kannst!“ Der Chef zögert ein wenig, bevor er weiterspricht. „Heute Abend wirst du zeigen müssen, was du draufhast. Du wirst an deine Grenzen stoßen!“ Jetzt bebt die Stimme vom Chef ein wenig. Er weiß, es wird sehr schwer werden. Die Mitarbeiter schauen ihn beunruhigt an. Was meint er damit?

Die Stimme vom Chef wird wieder ruhig. „Habt keine Angst. Egal, was passiert, es

wird weiter gehen. Ihr wisst ja, wie der Hase läuft.“ Ein weiterer Mitarbeiter protestiert. „Nein, wir wissen das nicht! Woher sollen wir das wissen?“

Dabei hat er doch so lange mit dem Chef zusammengearbeitet. Weiß er das wirklich nicht? Wie wird der Chef wohl reagieren?

Und dann spricht er diesen Satz, den die Mitarbeiter nicht vergessen werden. „Ich

bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zu Gott außer durch mich!“ Hä, ist er jetzt völlig wahnsinnig geworden, unser Chef?

„Na, zeig uns doch mal diesen Gott!“ Ein anderer Mitarbeiter hatte zugehört. Jetzt mischte er sich ein. „So so, dann wissen wir also Bescheid, und alles wird gut!“ Der Chef klingt auf einmal verärgert. „Schau mich an! Wenn du mich ansiehst, dann siehst du Gott! Gott hat doch dich

und mich als seine Ebenbilder erschaffen! Das weißt du doch!“

So oder so ähnlich könnte man sich das auch vor 2000 Jahren vorstellen: Die Jünger stehen um Jesus herum, ein wenig ratlos. „Wer mich sieht, sieht Gott, den Vater.“ Und immer noch dröhnt jener Satz in ihrem Kopf: „Ich bin der Weg! Die Wahrheit! Das Leben!“ Kennen Sie diesen Satz?

Mir ist dieser Satz vor allem dann begegnet, wenn jemand eine andere Religion abwerten will: „Alle anderen Religionen führen nicht zu Gott; denn Jesus ist laut Bibel nun einmal der Weg – und einen zweiten gibt es nicht.“

Damit wird dieser Weg zu einem sehr starren Weg. Fast wie mit dem Lineal gezogen darf man von diesem Weg nicht abweichen. „Die Wahrheit lautet: Jesus ist der Weg! Sonst nichts! Basta!“

Ich kenne nur wenige Menschen mit einem geraden Lebensweg. Manchmal scheint es geradezu ein Irrgarten zu sein. Jeder Lebensweg hat Kurven und Kreuzungen, an denen man sich entscheiden muss. Gehe ich nach rechts, nach links oder geradeaus?

Die Entscheidung müssen und können wir jeweils nur selber treffen. Niemand kann sie uns abnehmen. Und es gibt keine Garantie, dass wir uns nicht doch falsch

entscheiden. Leben bleibt immer ein Risiko. Leben bleibt immer gefährdet. Leben erlaubt auch immer Umwege, Sackgassen und Neuorientierung.

Weg – Wahrheit – Leben

Aber was ist denn nun die Wahrheit? Bestimmt der Weg das Leben? Dann wäre das Leben durch den Weg festgelegt. Man muss nur immer weiterlaufen. Die Richtung stimmt, es kann eigentlich nichts mehr schief gehen. Ursprünglich meinte man mit einem Labyrinth einen Weg, auf dem man ohne Kreuzungen und Sackgassen ans Ziel kommt, wenn man lange genug durchhält.

Heute versteht man unter einem Labyrinth meist einen Irrgarten mit Kreuzungen und Sackgassen. Man kann sich darin verlaufen und findet nur mit Mühe wieder heraus.

Oder bestimmt umgekehrt das Leben den Weg? Es gibt so viele Einflüsse auf uns Menschen. Einige Jahre lang müssen die Eltern Entscheidungen treffen. Je älter man wird, desto mehr wird man selber entscheiden und dem Leben eine eigene Richtung geben.

Was könnte dann das Bibelwort in diesem Zusammenhang für mich bedeuten? Vielleicht: „Lass dich auf das Leben ein! Gestalte dein Leben, aber lass dich auch überraschen! Du kannst nicht alles ge-

stalten und bestimmen! Also: lebe! Lass dich auf das Leben ein! Was tut dir gut? Was schadet dir? Triff deine Entscheidungen möglichst weise!“

Denn so lange du lebst, bist du auf dem Weg. Du bist lebendig. Bleib beweglich – geistig, geistlich, körperlich! Du darfst dich auf Neues einlassen. Du darfst am Abend einkehren und zur Ruhe kommen, aber am Morgen wirst du weiter gehen. Du wirst andere Menschen auf dem Weg kennenlernen, Menschen, die dir guttun, aber auch Menschen, die dir weniger guttun. Es wird Menschen geben, mit denen du lange gemeinsam gehst, und welche, die dich nur ein kurzes Stück auf deinem Weg begleiten. Schau, welches Tempo du gehen kannst und willst. Manchmal wirst du rennen; dann wieder gehst du gemütlich und genießt alles, was du dabei sehen kannst.

Manchmal wirst du aber auch erschrecken. Dann ist es gut, wenn du einen Glauben hast, dessen Hoffnungsbilder dich aus dem Schrecken heraus begleiten. Und so wirst du deinen Lebensweg gehen. Mit Höhen und Tiefen, mit Freude und Leid, mit anderen oder alleine. Manchmal wirst du voller Leichtigkeit tanzen, manchmal mit Schmerzen und Blasen an den Füßen humpeln.

Das ist die Wahrheit: Dein ganzes Leben ist ein Weg – DEIN Weg. 

Gibt es eine Garantie, dass wir den richtigen Weg gehen? Wir gehen einfach weiter. Schritt für Schritt gehen wir unseren Weg durch das Leben und hoffen: Am Ende wird alles gut.



Christian Schubert | Foto: Alexander Walek

Alexander Walek

Entgegen dem Weggehen

- bleiben, sich stellen, verändern wollen; und wenn man scheitert, aufrichten Krönchen richten, weitergehen - Im Eck-Punkt Zülrich treffe ich den 22-jährigen Studenten der Politikwissenschaft Christian Schubert. Er hat sich aus der Not heraus, kurzfristig als Kandidat für den hiesigen Wahlkreis 91 als Bundestagskandidat für Bündnis 90 / die Grünen zur Wahl gestellt, da die ursprüngliche Kandidatin zur neu angesetzten Zeit der Wahl nicht antreten konnte. Er stellt sich unserem Format: 15 Begriffe – 15 Assoziationen

Zhoch3: Herr Schubert, bevor wir anfangen, möchten wir Sie ganz kurz etwas näher kennenlernen. Sie haben sich hier für den Bundestag als Kandidat aufgestellt. Warum tun Sie das? Wie sind Sie gerade mal als 22-Jähriger Student auf die Idee gekommen, sich für den Bundestagswahlkampf aufstellen zu lassen?

Christian Schubert: Es stimmt. Es scheint

ziemlich ungewöhnlich zu sein, in meinem Alter so politisch aktiv zu werden. Was mir ja unbestreitbar vom Alter fehlt, sind bestimmte Arten von Lebenserfahrungen. Aber es gab bereits einige prägende Ereignisse in meinem Leben, in denen ich mich bewusst entschieden habe, aktiv für Veränderung einzutreten.

Zhoch3: Ihre Chancen im Wahlkampf waren aber nicht sonderlich groß, oder? Und am Ende ist das ja auch nicht so gelaufen, wie Sie sich das vorgestellt haben.

Christian Schubert: Richtig. Ich hätte mir schon ein besseres Ergebnis gewünscht. Der Weg für mich lief nicht so, wie ich mir das vorgestellt habe. Im Wahlkampf glaubt man natürlich, dass man den Ten-

denzen trotzen und das Ruder rumreißen kann. Ansonsten würde man gar nicht die Energie aufbringen können, diese Zeit zu überstehen. Doch im Grunde geht es in unserer Demokratie darum, in, für und mit den Menschen auf der Grundlage unseres Grundgesetzes in einen Ideenwettbewerb zu treten. Ich durfte viele tolle Menschen treffen - spannende Orte erleben und großartige Ideen kennenlernen. Allerdings erlebte ich auch ungehemmte Aggressionen mancher Menschen oder erntete völliges Unverständnis. Das ist schon schmerzhaft, zum Teil sehr verletzend, und ich will nicht verleugnen, es macht auch Angst. Umso wichtiger ist es dann, nicht gleich die Flinte ins Korn zu werfen. Nicht aufzugeben und wegzulaufen, sondern zu bleiben und einzustehen. Weil es so wichtig ist. Trotz all der negativen Erfahrungen, die ich gemacht habe, gibt es die viel größeren positiven Erfahrungen. Ich bin daher zutiefst optimistisch. Wir bekommen das gemeinsam hin.

Zhoch3: Vielen Dank! Sind Sie bereit für die 15 Begriffe?

Christian Schubert: Dann schießen Sie mal los.

Wegschauen ... ist das Ignorieren von Sachen, die dich dann noch schlimmer ein-

holen werden. Dann lieber hinschauen, wie hier im ECK-Punkt Zülrich.

Weggehen ... um das größere Ganze zu sehen, kann es sinnvoll sein, einige Schritte zurückzutreten. Aber Weggehen im Sinne von Weglaufen ist keine konstruktive Lösung. Das habe ich selber gespürt.

Wegzehrung ... mag ich als leckere Stulle beim Wandern.

Wegweiser ... ist für mich das Ringen um das Beste für die, die mir besonders am Herzen liegen.

Wegkreuzung ... war für mich 2018 der Besuch der Gedenkstätte Auschwitz. Dieser Besuch hat mich besonders getroffen, geprägt und bestärkt, mich für die Menschen einsetzen zu wollen.

Weggabelung ... da ziehe ich meinen Bauch zu Rate und gehe dann den, der sich richtig anfühlt.

Weggefährte ... sind für mich meine Brüder. Mit ihnen bin ich durch dick und dünn gegangen. Das ging so weit, dass, wenn zum Beispiel jemand krank war, wir alle gemeinsam zum Arzt gegangen sind.

Abweg ... muss bemerkt werden, um dann umkehren zu können.

Fluchtweg ... in schwierigen Situationen zu schauen, wie kommt man wieder raus.

Lebensweg ... Erstens: kommt es anders; zweitens: als man denkt; Hauptsache offen und optimistisch durchs Leben gehen.

Lösungsweg ... immer vom Ende her Denken, das Ziel im Auge behalten und das machen, was dem Ziel dient.

Schleichweg ... auch ungewöhnliche Wege führen - manchmal sogar besser - zum Ziel.

Jakobsweg ... reizt mich.

tiefbewegt ... bin ich von Menschen, die ohne eignes Verschulden in Not geraten sind. Das berührt mich so sehr, dass ich mich frage, wie kann ich helfen?

Umweg ... ist manchmal gar nicht schlecht, wie anders es dann gekommen ist. ■■■■



Christian Schubert vor dem ECK-Punkt, Zülrich | Foto: Alexander Walek

„HELL“

Liebe Leserinnen und Leser!

Manchmal ist es doch zum WEG-laufen. Vieles erscheint hoffnungslos ... Krieg und Hass. Unüberwindbare Differenzen zwischen den Lagern in Politik und Gesellschaft. Angst vor einem Krieg, Angst vor der wirtschaftlichen Situation. Sorge, wie es in der Familie, im eigenen Leben weitergeht. Wir leben in einer Zeit der Krisen und Kriege, die wir nicht selbst im Griff haben. Wir haben den Eindruck in einer Zeitenwende zu leben, in der vieles unsicher wird, was uns lange als selbstverständlich galt. Manchmal ist es doch zum WEG-laufen ... Vieles erscheint hoffnungslos. Wie nötig sind in solchen Zeiten Hoffnungsmenschen und Hoffnungszeichen!

„Sind wir unsere Hoffnung los?“ – Mit diesem Wortspiel sprach mich mal jemand an. Und wir unterhielten uns und am Ende „wortspielte“ er noch mal: „Mit unserer Hoffnung ist was los!“. Das trifft es doch ziemlich genau. Oder besser: Genau das wäre dran. Mit unserer Hoffnung muss was los sein. Sie muss zügig in Bewegung kommen und eigentlich auch anstecken. Nur so werden wir die vielen Herausforderungen meistern, die vor uns liegen. Leichter gesagt, als getan. Was können wir schon tun?

Mitten in diese Weltlage hat Papst Franziskus ein Heiliges Jahr eröffnet, dass unter dem Motto „Pilger der Hoffnung“ steht. Dieses Motto zeigt, dass mit unserer Hoffnung was los ist. Denn wer pilgert, bleibt nicht sitzen. Er macht sich auf den Weg und hat ein Ziel vor Augen. Er hat aber nicht das Ziel, möglichst schnell viele Kilometer zu machen, sondern ist offen für Begegnungen mit

Menschen, mit der Stille, der Natur und Gott in all dem. Beim Pilgern geht es darum, die Gegenwart Gottes im eigenen Leben zu entdecken. Das bedeutet, nicht den Kopf in den Sand zu stecken. Es bedeutet, sich von der eigenen Angst nicht gefangen nehmen zu lassen, sondern sich auf den Weg zu machen, nach Hoffnung zu suchen und in diesem Aufbruch andere aufzurütteln.

Wenn wir uns von Angst und Depression nicht in die Knie zwingen lassen, macht das einen Unterschied. Wenn wir uns auf den Weg machen aus der Angst heraus, ist Gott mit uns unterwegs – besonders auch in den Zeiten, in denen das Leben schwer und manchmal zu schwer ist. Das bekannte Lied aus Taizé „Meine Hoffnung und meine Freude“ bringt es auf den Punkt. Wenn wir dieses Lied singen, summen und beherzigen, dann wird die Welt HELL! Auf dieses Thema freue ich mich im nächsten Magazin.

Herzlichen Gruß

Ihr Pfarrer Guido Zimmermann



Pfarrer Guido Zimmermann
Foto Marianne Komp

Bisherige Ausgaben





Seelsorgebereich
Züllich



Eintritt nur mit Anmeldung*

KABARETT & TALK im Knast
zugunsten eines Freizeitangebotes
für Kinder von Inhaftierten

Von wegen weg vom Fenster | 11. Juli '25 | 19 Uhr



„Die Ursache liegt in der Zukunft“ | Jürgen Becker, Foto priv.
Veranstaltungsort: JVA Euskirchen

*Ein spannender Abend an einem besonderen Ort

Wollten Sie immer schon mal „hinger de Britz“ einer JVA schauen? Dann bekommen Sie jetzt mit Z³ diese Gelegenheit, und das mit einem großartigen Programm! Der Kabarettist Jürgen Becker wird uns in der JVA Euskirchen Auszüge aus seinem Programm „Die Ursache liegt in der Zukunft“ vorstellen. Außerdem lernen Sie in einem Talk Menschen der JVA kennen. Wie immer möchten wir mit dieser Z³-Veranstaltung wieder etwas Gutes tun. Der Eintritt ist frei. Wir bitten um Ihre großzügige Spende, damit wir ein Freizeitangebot für die Kinder von Inhaftierten unterstützen können. Anmeldung zur Veranstaltung unter marianne.komp@erzbistum-koeln.de oder telefonisch unter 02252 2322.